

**Küchle.**  
 Von R. Gavel.

In die traurige Hungerrüste unfres Dofens fiel ein heller Strahl des Glucks. Seltige Jugend und Friedenserinnerungen begannen in unjeren un- nachterten Herzen aufzuwachen. Meine Frau hatte uns für den nächsten Tag Zwetschenküdel ver-prochen.

Wenn ich einmal die Aufgabe erfüllt, die Jugend plastisch darzustellen, ich würde ihr keinen Apfel aus dem Garten der Freuden in die Hand geben, sondern nur ein Zwetschenküdel. An die- se, wohnsitzredende und gesunde Speise knüpfen sich die besten, festesten Erinnerungen an jene heftigen Tage, die vom sonnengoldenen Frührothsein des Lebens umwoben sind. Bei anderen festlichen Mächtigungen beleben heitere Gespräche die Runde der Schmausenden; wenn dieses Göttergericht aufgetragen wurde, verstumte jeglicher Mund, man fand keine Zeit zu reden, und die Raumverfüge- waren einzig und allein zum Rausen da, und jedes Wort würde als schmerz, sündhafte Zitterergänzung gedeutet worden sein. Die Zwetschenküdel wurden sorgfältig neben jedem Teller zur Seite gelegt, um schließlich nach beendeter Mahlzeit konstanten zu können, wer am fleißigsten gewesene sei. Der Preis wurde dem Sieger nicht erteilt, in seiner Leistung lag ja ohnehin schon reichlicher Lohn.

Diese Tage werden wir wohl niemals erleben, außer wir erreichen das Alter der biblischen Grei- bäter. Und was würde heute ein solches Festmahl in der gleichen Quantität und Quantität, wie es in un- serten Jugendtagen üblich war, kosten. Einmal hätte man für diese Summe leichtlich ein aus- gezeichnetes Hochzeitsmahl bestellen können.

Stunden kam sie zurück — sie brachte sehr wenig Zwetschen mit, dafür aber einen ungeheuren Kürbis. „Was willst Du heut' mit dem Kürbis?“ fragte ich. Niemals in meinem Leben war es mit noch vor- genommen, daß Zwetschenküdel im Vereine mit einem Kürbis aufgesetzt worden seien.

„Den Kürbis mußte ich nehmen, sonst hätte ich keine Zwetschen bekommen,“ erklärte meine Frau diesen Umstand.

Die Sache war also sehr einfach. Die Stachel- frau hatte einen Vorrat von Kürbissen und sehr wenig Zwetschen. Selbstverständlich mußte sie alles mögliche tun, um diesen Vorrat zu ver- ringern, um so mehr als die Einlagerung dieser Frucht sehr viel Platz beansprucht. Daß sie die Sache in dieser Weise arrangierte, erschien mir höchst zweckmäßig.

Zwetschen waren also da und ein Kürbis. Breit und prächtig lag er da in einer Ecke der Küche. Er sah aus wie ein gut ausgefressener Virtuallienhändler. Nach einiger Zeit überkam bange Beforgnis meine Frau, der Zwetschen würden zu wenig sein. Das Ereignis mit dem Kürbis hatte sie so erschüttert, daß ihr das Ver- hältnis nicht gleich aufgefallen war. Bald, unter Dienstmädchen, wurde ausgeschickt, noch Zwetschen zu holen.

„Wenn Sie irgendwo Dillentrant sehen, bringen Sie auch eins mit!“ rief ihr meine Frau noch auf den Gang hinaus nach.

Nach einer halben Stunde kam Földi zurück, sie brachte Zwetschen und Dillentrant und zwei Kür- bisse. Zu den Zwetschen hatte sie wieder einen Kürbis nehmen müssen und auch zum Dillentrant be- kommen hätte sie weder Zwetschen noch Dillentrant be- kommen. Diese neue kommerzielle Einmischung warf einen tiefen Schatten in unere Seelen, und die mittigen jerdichten Zwetschenküdel verloren viel an ihrer Schmachhaftigkeit bei dem Gedanken an die Zu- kunft. Und unsere Beirückung in sollten nicht un- gerechtfertigt bleiben, denn die ganz nächste Woche und noch lange darüber hinaus ward am Marke, beim Kaufmann und bei der Grünzeughändlerin der gleiche, deutende Vorgang eingehalten. Bei allen Einkäufen, es war immer dasselbe, es war ganz gleichgültig, ob man Barackeriet oder Kestel oder Birnen oder Zwiebel einkaufte, immer mußte man

Kürbisse mit in den Kauf nehmen, und zwar in einem ganz unverhältnismäßigen Quantum. Wir fanden in der Küche fast keinen Platz mehr, diese prächtvolle, gigantische Frucht aufzustapeln, die Kür- bisse fügten uns zu erdrücken an. Selbst am Klop- balton lagen sie in einem Haufen, was dem Balton ein sehr hübsches, landmäßiges, freundliches Aus- sehen gab. Man konnte sich in die Schenke eines wohlhabenden Landmannes verirrt halten. Die gelben, grünen und rötlichbraunen Äugeln sahen in ihrer Menge sehr wohlhabend aus.

Und bei jedem Einkauf bekamen meine Frau und das Dienstmädchen es zu hören, daß eben heuer der Ernstegeen besonders in bezug auf Kürbisse ein ganz ungeheures sei, und daß die geschäftskundigen Verkäufer sich keinen anderen Ausweg wählten, den übermäßigen Segen an den Mann zu bringen, als eben diesen Vorgang. Darum, daß dieser Vorgang den Käufern sehr ungerath, und drückend erschien, konnten sich doch diese Wohlthäter der Menschheit nicht kinnern. Sie erachteten es als ihre heilige Standespflicht, Kürbisse zu verkaufen, wenn auch der Käufer nach solchen durchaus kein Verlangen trug und gern Zwetschen, Kestel, Kartoffeln und anderes zu haben wünschte. Diese Einschüpfung der persönlichen Freiheit erschien den Stachel- weibern also als selbstverständlich, und sie sahen es als eine unabwendbare Folgeerscheinung des Krieges an, der eben allen Zeiten, mit Ausnahme der Standesweiber, schwere Zeiten aufbürdet. Es hatte auch den Anschein, als ob der Staat dieser teilweisen Aufhebung der Staatsgrundgesetze zustimme, denn als sich meine Frau bei einem Kaufmann über diesen neuartigen Vorgang beschwerte, wurde das Organ des Gesetzes schweigend die Achseln und ließ dadurch der Vermutung Raum, daß in dieser Be- ziehung die genannten kommerziellen Praktiken eben über oder außerhalb des Gesetzes stehen. Wenigstens während des Krieges.

Ein Nachbar ist mir als sehr seltene dabei aufgetreten. Es ist ja in diesen kargen Zeiten noch anders in äppiger Segensfülle gediehen, wie zum Beispiel im Vorjahre die Kestel, heuer die Marillen. Und niemals ist es noch jemand ein- gefallen, irgendeinen Brang auszuüben, zum Bei- spiel zu einem Büchlein Peterstille ein Kilogramm

Etwaer Kestel nehmen zu müssen, kein Stachel- wech auf all den vielen Märkten Wiens hat jemals darauf bestanden, daß man zu einem halben Kilo- gramm Kestel ein ganzes Kilogramm Marillen nehmen müsse. Worin dies liegen mag? Warum nur Kürbisse?

Wie schon wäre es, wenn meine Frau und Földi jedesmal, beim Einkauf zurückkommend, einen Liter Wein mitbringen würden. Auch haben hört und stellt man, daß der Weinstand unter der heißen Sonne ganz vorzüglich gedeihen sei und daß es nun so viel Wein gebe, daß man nicht genug Küffer bekommen könne, um die reiche Natur dieser edlen Gottesgabe gebührend und standes- gemäß zu verwahren, jene Flut, die kaum mehr zu bändigen ist, daß Hindergelassen Hofratsgeschlechter zu bändigen müssen, damit das nötige Maßgeschirr be- reitet werden könne. Warum macht man es mit dem Wein nicht gerade so wie mit der Kürbisse? Daß werde mich demüßigt auf die Volkswirtschaft verlegen, um darauf zu kommen, warum gerade Kürbisse den Vorzug genießen, so liebevoll behandelt zu werden. „Blusek!“ heißen im Volksmunde die Kürbisse; warum also werden wir mit Bluseken geradezu überschüttet?

Zwetschenküdel haben wir damals sehr wenig bekommen, aber Kürbisse haben wir genügend Vorrat bis zur nächsten Ernte.

Der Gedanke ist eminent entwicklungsfähig. Wer unter der Bedingung, sich gleichzeitig auch einen jeden Schlotrod anzuschaffen, vor ein Paar Stiefel wählt, muß ein Paarrod in Kauf nehmen usw., vor sich in der Buchhandlung den neuesten Detektivroman kaufen will, muß Schillers sämtliche Werke zusammen mit ihm. Besonders letzteres Beispiel erweist die gegenwärtigen Ausflüchte!

Aber nur ruhig — so nicht den Kopf verlieren! Vieles von dem, was wir im Kriege gelernt haben, werden wir dann im Frieden verwenden. Dann wird vielleicht die Zeit kommen, wo man zu fünf Dekas gramme Kaffee einen Loth Brot nehmen muß, zu einer Kai-ersemel einen Franz Extrakt und zu einem Kilogramm heurige Edelpfel zwei Kilogramm Jungheubrotbraun.

Dann werden auf einmal alle Leute das Er- nährungsamt loben!